# Herrn Professor Dr. Paul Schumann.

## Sehr geehrter Herr!

Als ich mein letztes Buch **„Und Friede auf Erden“** veröffentlicht hatte, gingen mir zahlreiche Besprechungen zu, die sich mehr in menschlich-freundlicher als in kritisch-ernster Weise mit ihm beschäftigten. Da ich mich aber bemühe, meine Fehler kennen zu lernen, um sie abzulegen, kam es mir ganz selbstverständlich nur darauf an, die **ernste, ungeschminkte Wahrheit** zu vernehmen, und da wendete ich mich an Sie.

Warum gerade an Sie! Weil Sie erstens „Redakteur für Kunst und Wissenschaft“ sind und zwar eines Amtsblattes hoher königlicher und städtischer Behörden. Weil Sie zweitens Mitbesitzer und Mitbewohner eines Hauses sind, in welchem die Kunst nach ewiger Wahrheit sucht und das, was sie gefunden hat, in alle Welt hinausverkündet. Und weil Sie drittens ganz ebenso wie der Mitgenosse dieses Ihres Hauses, Herr „Kunstwart“ Avenarius, mein ausgesprochener Gegner sind, von dem ich weder Höflichkeiten noch leere Phrasen zu erwarten hatte. Daß ich mein Buch gerade Ihnen, dem Feinde, zu Händen stellte, war für Sie eine Ehre, für welche Sie mir nichts anderes als nur Dank zu sagen haben. Und daß ich gerade Sie zum Richter hoch über mich setzte, weil ich Sie im Besitze der nötigen **Bildung, Selbstbeherrschung** und **Objektivität** vermeinte, das war jedenfalls eine Huldigung, von der ich glauben durfte, daß Sie sie von mir, dem dreiundsechzig Jahre alten Manne, nicht ganz ohne einige Rührung entgegennehmen würden. Dabei stand es für mich ganz außer allem Zweifel, daß Sie entweder nur sich selbst oder einen Ihrer Herren Redakteure für berechtigt halten würden, ein Urteil abzugeben, denn ich gehöre doch wohl nicht zu denjenigen literarischen Gestalten, mit denen man sich durch journalistische Bonnen oder Gouvernanten abzufinden pflegt.

Wahrscheinlich wissen Sie, geehrter Herr, was man unter „Kritik“ zu verstehen hat. Es gibt edle und unedle, vornehme und unvornehme Kritiker. Der Hauptunterschied zwischen Beiden ist, daß die gemeine, ordinäre Kritik **persönlich wird,** die anständige, künstlerisch ernste aber **nie**. Bei Ihnen war die Möglichkeit einer unvornehmen, unedlen Kritik **vollständig ausgeschlossen,** weil Sie erstens ein anständiges Blatt redigieren, weil Sie zweitens der wahren, heiligen „Kunst“, die keine Sünde gegen die Reinheit des Inhaltes und die Schönheit der Form duldet, „als Wart“ zu dienen haben, und weil Sie drittens gerade als mein Gegner sich streng nur an das **Buch** zu halten und jede Abschweifung auf das **Persönliche** hinüber sorgfältig zu vermeiden hatten. Es stand Ihnen ja frei, die Besprechung von „Friede auf Erden“ einfach abzulehnen, hatten Sie aber beschlossen sich ihr zu unterziehen, so durften Sie das nur in der von mir angedeuteten Weise tun, in keiner anderen!

Ich muß ehrlich sein und gestehen, daß ich mich auf die erwartete Rezension freute. Ich habe das angegebene Buch lieb gewonnen und möchte es gern von den Fehlern befreien, welche die Kritik noch an ihm findet. Was aber kam? Ein Aufsatz von einem gewissen Fräulein Silling – – 180 Zeilen mit nur **persönlichen Schmähungen,** für das Buch aber kein einziges gutes Wort, keine einzige ruhig und nicht voreingenommen klingende Zeile! Wenn ich sage, ich war enttäuscht, so sage ich viel zu wenig, enthalte mich aber hier jedes schärferen Wortes. Ich beschloß, zu schweigen, wie immer; aber beim nochmaligen Durchgehen der Zeilen fielen mir einige gewisse, weiblich unvorsichtige Wendungen auf, welche, wenn sich meine sofortige Vermutung bestätigte, für eine andere, keineswegs hierher gehörende Angelegenheit von größter Wichtigkeit zu werden versprach. Um mir hierüber klar zu werden war es nötig, den Herrn Redakteur Paul Schumann zu veranlassen, in eigener Person hervorzutreten und mir durch ganz dieselbe, vielleicht auch größere Unvorsichtigkeit das Geheimnis zu verraten. Das konnte nur durch jenen scharfen Ton geschehen, den Sie, geehrter Herr, zwar als **„unvornehm“** bezeichnen, der aber ganz genau den Erfolg hatte, der mit ihm beabsichtigt worden war. Sie kamen!

Zwar nicht gleich, aber doch! Sie hielten mir erst noch die achtzig Zeilen eines ungenannten Gymnasiallehrers vor, abermals **nur Beleidigungen,** kein einziges unbefangenes Wort; dann aber erschienen Sie selbst, als höchst gewichtiger Mann, sechzehn volle abgeteilte Zentner auf vierhundertsechzig Zeilen wiegend! Wie froh ich war! Jetzt mußte ja der Beweis kommen, daß ich mich nicht geirrt hatte, als ich Ihnen mein Buch sandte, weil ich Sie im Besitze der zur Besprechung

nötigen **Bildung, Selbstbeherrschung** und **Objektivität** vermeinte! Und es kam auch wirklich ein Beweis; welcher, das beantworten Sie sich wohl selbst, Herr Redakteur!

Also vierhundertsechzig Zeilen, in sechzehn einzelnen Abschnitten! Und der Inhalt? Man lese nach! Persönliche Geringschätzung, spöttische Herabsetzung, der Vorwurf der Unvornehmheit und dann gar der Feigheit, das ist der Anfang! Dann beginnen sofort die Wahrheitswidrigkeiten Es wird mir die „naive Zumutung“ unterstellt, die Herren Redakteure des Anzeigers sollten zu mir kommen. Ich habe Fräulein Silling und ihren „Freund“ gemeint, vielleicht auch irgendeinen Berichterstatter; das Wort Redakteur habe ich nicht gebraucht. Uebrigens kenne ich mehr als genug Redakteure, die sich lieber vorher erkundigen, als daß sie sich nachher Lügen strafen lassen, und wenn Sie, Herr Redakteur, irgend Jemand zu mir geschickt hätten, um mich zu sprechen und sich bei mir umzusehen, so hätten Sie sich und Ihrem Blatte mehr erspart, als Sie zu ahnen scheinen! Man interviewt heutzutage doch jedes gestolperte Droschkenpferd, um die Wahrheit über solch interessanten Fall zu ergründen. Hat irgend Jemand das Recht, es mit der Wahrheit über den Inhalt und die Entstehung meiner Bücher weniger genau zu nehmen?

Der nächste Abschnitt moquiert sich zunächst über meine Logik, spricht dann von **„Stimmungsmache** und **Lobhudelei“** und wiederholt dann meinen Namen achtzehnmal in einem Atem derart hintereinander, daß ich mich ewig schämen müßte, wenn ich Ihnen nicht rund und glatt erklärte: **Herr Redakteur, mit Ihnen als Kritikus bin ich schon jetzt, gleich hier am Anfang, fertig.** Was ich Ihnen noch sagen werde, das gilt nicht dem Kunstverständigen, dem Rezensenten, dem Professor, dem Doktor der Philosophie, dem Redakteur, dem Schriftsteller, sondern nur dem Menschen, der Paul Schumann heißt, und diesen meine ich, wenn ich „geehrter Herr“ zu Ihnen sage.

Ich bin auf das Weitere, was Sie gegen mich vorbringen, zu keiner Antwort verpflichtet. Das Wie und Warum, also Ihre Art und Weise und Ihre Gründe, entbinden mich davon. Wer der „Besprechung“ meines **Buches** 460 Zeilen widmet und nach einem schier endlosen Schwall **persönlicher Kränkungen, Verdächtigungen** und **Ehrverletzungen** am Schlusse, sich dieser seiner Pflicht erinnernd, nichts weiter als die Drohung hat, daß er es **von einem Anderen** besprechen lassen werde, der hat hiermit alles von ihm Vorgebrachte **zur Null** gemacht und auf das Recht, beachtet zu werden, vollständig verzichtet. Aber ich bin es sowohl mir selbst als auch der Oeffentlichkeit schuldig, wenigstens auf die Hauptpunkte einzugehen, welche ich klargestellt haben möchte.

Es peinigt Sie, geehrter Herr, daß ich im Literaturkalender von Kürschner als Doktor der Philosophie bezeichnet werde. Das Diplom kam vom Auslande, *honoris causa*, ohne mein persönliches Betreiben, ganz so, wie mir einst wegen meines „Krumir“, der kurz vor dem Krumirkrieg erschien, eine französische Dekoration angeboten wurde, die ich aber ablehnte, weil ich überzeugt war, sie nicht verdient zu haben. Ich glaubte, diesen „Doktor“ führen zu dürfen, denn die betreffende auswärtige Vertretung hatte mir dies versichert; ich legte aber trotzdem vor einigen Jahren das Diplom dem Königlichen Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts zur Prüfung vor und erhielt den Bescheid, es sei allerdings gültig, überall, nur innerhalb Deutschlands nicht, übrigens habe der Name Karl May einen größeren Wert als jeder derartige Titel. So wurde gesagt, und ich hoffe, daß infolge dieser meiner Darstellung der „Doktor“ aus dem Kürschner verschwindet. Einen hierauf bezüglichen, besonderen Antrag zu stellen, ist mir die Sache denn doch zu gleichgiltig gewesen.

Und da wir einmal beim Kürschner sind, wer gibt Ihnen, geehrter Herr, das Recht, der Ortsbezeichnung „Hohenburg“ meinerseits so schlechte Gründe zu unterlegen? Als die beiden Städtewesen Hohenstein und Ernstthal in eines vereinigt werden sollten, war die Frage, unter welchem Namen. Man sprach von Ernststein, Hohenthal, Hohenburg usw. Ich erfuhr, daß man sich für das letztere entschlossen habe, und meldete dies an Kürschner zur Berichtigung. So ist die Sache, anders nicht! Auch war mein persönliches Verhältnis zu Professor Kürschner ein derartiges, daß es zwischen uns der von Ihnen erwähnten „Zeichen“ nie bedurfte. So war auch nicht ich es, sondern er, der das Wort „chinesisch“ hinzufügte, und zwar mit Recht. Ihre Zeitangabe aber ist unwahr. Schlagen Sie nach! Und so war auch nicht ich es, sondern er, der das Kreuz vor meinen Namen setzte, genau wie bei allen Andern, die er in Heinrich Keiters Kalender stehen fand.

Aber nun jetzt: Wie kommen Sie dazu, mir dieses Kreuzes wegen Vorwürfe zu machen? Wann habe ich Ihnen erlaubt, in mein Inneres zu schauen? Wie können Sie es wagen, die unwahre, fürchterliche Behauptung aufzustellen, daß ich mich für einen katholischen Schriftsteller ausgegeben habe, **„ganz einfach des Geschäftes wegen"?** Ich frage Sie: Graut Ihnen jetzt vor mir oder vor sich selbst? Was habe ich Ihnen getan, daß Sie so entsetzlichen Schimpf, so namenlose Schande auf mich häufen?

Auf welchem Wege kommen Sie ferner zu der Behauptung, daß ich **„tiefen Schmerz"** darüber empfinde, daß die deutsche Literaturgeschichte keine Notiz von mir nimmt? Wer mit mir verkehrt, der weiß ganz genau, warum ich nicht erwähnt werde, nämlich weil ich jede hierauf bezügliche Aufforderung **abweise.** Wer das Zerrbild, welches Sie von mir entwerfen, aufnehmen will, der mag es tun. Uebrigens, ob ich in eine Literaturgeschichte gehöre oder nicht, und an welcher Stelle ich im bejahenden Falle einst stehen werde, darüber hat die Nachwelt zu entscheiden, kein „Freund" von Ihnen, und sei er noch so **anonym!**

Wer gibt Ihnen ferner das Recht, sich über meine Sprachstudien lustig zu machen? Ich trieb schon in frühen Knabenjahren fremde Sprachen; der Herr Pfarrer und der Rektor erteilten mir gratis Unterricht. Später war dann ich der Unterrichtende für andere. Meinen Sie, daß man Sprachen nur auf Gymnasien und Universitäten lernt? Sie spotten besonders über die „Indianerdialekte". Ich will gar nicht von den südlichen fünf Mayadialekten reden, aber was die nördlichen Sprachen und Dialekte betrifft: Wenn Sie wirklich keine Ahnung von den ganz vorzüglichen Werken eines Loew, Wheeler, Yarrow, White, Rupprecht, Komas, Shea, Gibbs, Simpson, Marcy, McClellan, Wipple, Ewbank, Schoolcraft usw. haben, so sollten Sie doch nicht so unvorsichtig sein, mich durch einen Spott herauszufordern, den ich mit dem reinen, schönen Bild bezahlen muß, welches ich von Ihren hohen edlen Eigenschaften hatte. Wenn ich so viele Bände schrieb und außerdem mich bemühte, auf sprachlichem Wege die Seele der Völker, über die ich schreibe, zu studieren, so wird dies jeder achtbar denkende Mann als **Fleiß** bezeichnen. Wenn aber Sie dieses ehrliche, unausgesetzte Ringen nach Erkenntnis, dem ich noch jetzt so manche schlaflose Nacht zum Opfer bringe, zur moralischen Mißgestalt verzerren, um mich **zum Gespött und zum Gelächter Ihrer Leser zu machen,** so denke ich an den Schluß eines meiner Gedichte:

„Ich lasse still die Flammen um mich schlagen,
Denn das Metall wird nur im Feuer rein,
Doch meinen Henkern habe ich zu sagen:
Ich möchte nicht an eurer Stelle sein!"

Und nun noch überhaupt: Wie kommen Sie dazu, mich ganz in ganz als persönliches und literarisches Scheusal hinzustellen?! Ich weiß, dieser Ausdruck ist stark, doch ebenso richtig! Sie haben 700 Zeilen über mich gebracht, und von der allerersten bis zur allerletzten starre ich förmlich in Schmutz und Schmant und Schande. Es ist alles, alles falsch und schlecht an mir. Meinen Sie denn wirklich, daß es einen solchen Menschen geben kann? Und meinen Sie wirklich, daß man Ihnen eine solche Monstrosität glaubt? Sie sind Hauptredakteur für Kunst und scheinen nicht einmal zu wissen, daß man gerade in der Kunst allüberall Maß zu halten hat, besonders aber im Häßlichen? Müssen Sie erst von mir hierauf aufmerksam gemacht werden, von Karl May, denn Greuel aller Greuel? Hätten Sie nur wenigstens **ein** gutes Wort gesagt, **ein einziges,** so würde man doch wenigstens nicht lachen. Man würde Ihnen zwar nicht alles glauben, aber doch manches für möglich halten. Da Sie mich aber so beschreiben, als ob an meinem Körper kein einziger Quadratzentimeter gesund sei, sondern alles, alles nur lauter Geschwür und Eiter, so haben Sie auf alle Glaubwürdigkeit verzichtet und nicht nur sich selbst einen schlimmen Dienst erwiesen, sondern auch allen denen, auf die ich jetzt am Schlusse noch deuten muß.

Ich sagte Ihnen bereits, daß ich, als ich Sie veranlaßte, hervorzutreten, auf Ihre Unvorsichtigkeit rechnete. Es kam so, wie ich dachte: Sie handelten unbehutsam; Sie wogen nicht ab, was Sie sagten. Und so haben Sie, wahrscheinlich ganz gegen Ihren Willen, mir mitgeteilt, was ich von Ihnen wissen wollte. Es ist ungefähr folgendes:

Indem Sie, geehrter Herr, über meinen Prozeß gegen die Firma H. G. Münchmeyer sprechen, nehmen Sie sich den sonderbaren Mut, wie über alles, was mich betrifft, so auch über die Beweggründe zu witzeln, die mich veranlaßten, gegen die genannte Firma vorzugehen. Ganz selbstverständlich verschmähe ich es, Ihnen in diesem Tone zu antworten, und stelle dafür lieber richtig, daß nicht Sie es sind, sondern daß ich es bin, der zu bestimmen hat, welche Personen und welche Vergehen ich inkriminiere.

Kurze Zeit, nachdem ich diesen Prozeß anhängig gemacht hatte, bat der jetzige Besitzer dieser Firma um eine Vergleichsverhandlung. Ich ging hierauf ein. Wir trafen uns, unter vier Augen, und er benutzte diese Abwesenheit von Zeugen, mich zu dem gewünschten Vergleich durch die Drohung zu zwingen: **„Ich hörte, daß Sie sich in Ihrer Jugend gegen das Gesetz vergangen haben; Sie sind kein unbestrafter Mensch. Vergleichen Sie sich mit mir! Denn, wenn Sie diesen Prozeß gewinnen, so setze ich in alle Zeitungen, daß Sie bestraft sind, und mache Sie so in ganz Deutschland kaputt!“** Auf meine Frage, was dann aber mit ihm geschehe, antwortete er mir: **„Da habe ich mich bei zwei Justizräten erkundigt, der eine ist sogar mein Onkel. Sie sagten, ich solle es nur tun, denn ich bekäme höchstens einige hundert Mark Strafe, Sie aber wären vor der ganzen Welt kaputt für alle Zeit!“**

Ganz selbstverständlich nahm ich hierauf Gelegenheit, Herrn Adalbert Fischer hierüber vernehmen zu lassen, und da stellte sich heraus, daß in dem Verlagsgeschäft und in der Druckerei von H. G. Münchmeyer schon seit langer Zeit der sonderbare Grundsatz gegolten hatte: **Mit den Mayschen Romanen können wir machen, was wir wollen;** der ist in seiner Jugend bestraft worden und darf es nicht wagen, uns zu verklagen. Und wenn er es tut, da brauchen wir bloß ein paar Zeilen zu schreiben; dann haben wir ihn in der Hand; **der wird, wenn er überhaupt gegen uns vorgeht, moralisch umgebracht!**

Nun wußte ich mit einem Male, aus welchen Gründen man es gewagt hatte, mit meinen Arbeiten in der Weise umzugehen, wie es fast 20 Jahre lang geschehen war. Ich ging natürlich trotz dieser Drohungen gegen die Firma vor, und die Folge war, daß von ihrer Seite der sogenannten **„May-Hetze“** in der Weise beigetreten wurde, daß es meines ganzen Gottvertrauens und aller meiner Energie bedurfte, um nicht zum Revolver zu greifen oder einen ähnlich verzweifelten Schritt zu tun.

Jetzt ist der Prozeß in erster Instanz **für mich** entschieden. Was ist von gegnerischer Seite die Folge? Die Drohung wird zur Tat. **May wird kaputt gemacht!** Und welche Zeitung beginnt? **Der Dresdner Anzeiger! Das Amtsblatt königlicher und städtischer Behörden!**

Mein geehrter Herr! Ueber das, was man meine Bestrafung nennt, habe ich mich hier nicht auszusprechen; aber Sie können sich darauf verlassen, daß ich es sicher tun werde, und zwar an der hierfür geeigneten Stelle! Woher sind die Andeutungen, die Sie sich über mich zu machen erlauben? Diese Frage richte einstweilen ich an Sie; aber es wird Jemand sein, der sie wiederholt, an einem anderen Orte und vor einem andern Areopag.

Sie halten es nicht für fair oder opportun, sich bei mir nach der Wahrheit zu erkundigen, bevor Sie über mich schreiben. Ich aber bin nicht **„unvornehm“** genug, Sie ohne Warnung zu lassen. Sie drohen mir mit „Beweisen, daß es sich in der Tat in Mays neuester Erzählung um pure Erfindung, Phantasterei und Abschreiberei aus veralteten Reisebeschreibungen handelt“. Ich sage Ihnen: Das Buch ist Original, vom ersten bis zum letzten Worte. Ich war wiederholt an den Orten, die ich beschreibe, und bin wahrscheinlich ein ebenso guter Kenner der dortigen Verhältnisse, wie Ihr „hiesiger Herr“, dessen Namen Sie noch immer nicht nennen. Bemühen Sie sich zu Günther & Rudolph. Man wird Ihnen dort beweisen, daß ich während zweier Jahre in Kairo, Aden, Ceylon, Penang, Sumatra usw. gewesen bin und von dem Kredite dieser Firma an allen diesen Orten Gebrauch gemacht habe. Es steht bei Ihnen, diese Warnung zu beachten oder nicht.

Sie sagten, Sie seien noch nicht mit mir fertig; **ich aber bin es mit Ihnen!** Ich wollte Ihnen, wie Sie wohl gelesen haben, mein nächstes Buch zur Kritik einsenden. Nachdem Sie dann mit Ihren **persönlichen Leistungen** hervorgetreten sind, verzichte ich darauf. Sonderbarer Weise empfehlen Sie, der protestantische Redakteur, die wüsten „May-Hetzereien“ Ihres ultramontanen Antipoden

Carda[un]s. Natürlich! May soll und muß ja kaputt gemacht werden, und da greift man auf die alten, lächerlichen Münchmeyereien zurück! Aber Sie wissen wahrscheinlich noch nicht folgendes:

Max Dittrich gibt in seiner von Ihnen so verächtlich besprochenen Broschüre den Wortlaut jener Beleidigung an, auf welche ich Strafantrag gestellt habe. Die Schuldigen waren: Ein hochberühmter, bayrischer Pädagog, ein hessischer Pfarrer, Religionslehrer und Doktor der Philosophie, und ein österreichischer Professor und ordensgeistlicher Herr. Als sogenannter Zeuge stand ihnen zur Seite Ihr Herr Dr. Carda[un]s von der „Kölnischen Volkszeitung“, der berühmte Hetzer gegen May. Ich reiste hin, um den Gerichtsverhandlungen beizuwohnen, und das hatte man nicht erwartet! Nachdem die drei Herren mich gesehen und gesprochen hatten, waren sie überzeugt, daß ein gutes Wort an mich von größerem Nutzen sei als alle angeblichen „Beweise“ des Herrn Carda[un]s. Sie widerriefen, bedauerten den Vorfall und unterschrieben alles, was ich von ihnen verlangte. Als ich den einen geistlichen Herrn fragte, wie er doch auf den sonderbaren Gedanken habe kommen können, sich eines Carda[un]s als Zeugen gegen mich zu bedienen, antwortete er froh, wieder los zu sein: „Ja wissen Sie, was tut man in der Not!“

Man ist nämlich in den dortigen Kreisen endlich klug geworden. Man will nicht länger dulden, daß ein hyperultramontaner Redaktionspapst sich einbilde, der Herr und Meister der ganzen katholischen Priester- und Laienschaft zu sein. Man lacht schon längst über seine verfahrenen Taxiliaden. Man ist empört darüber, daß er z. B. sogar hier in Dresden mit heimlichen Briefen herumspioniert, um einen Bürger gegen den anderen auszunützen. Und die alten abgegriffenen und niemals bewiesenen Behauptungen dieses Herrn empfiehlt nun jetzt der Redakteur eines residenzlichen Amtsblattes! Wozu? Um Karl May **kaputt zu machen,** wie es sich die Firma H. G. Münchmeyer vorgenommen hat!

Ein hyperultramontaner Redakteur, bekannt als größter Hetzer seiner Zeit – – – ein Dresdener, evangelischer Redakteur für Kunst und Wissenschaft, in dem berühmten Kunstwarthause daheim – – – verbündet miteinander gegen Karl May – – – zum Nutz und Wohl, zum Segen und zum Frommen einer Kolportageverlagsbuchhandlung, wegen der man mich verachtet und verfolgt – – – ! Fertig!

**Radebeul,** den 18. November 1904. **May.**

---

Aus: Dresdner Nachrichten, Dresden. Nr. 322, 20.11.1904, S. 36..